



Miteinander verbunden

Soziale und gesellschaftliche Dimensionen des gemeinsamen Musizierens

Thomas Greuel

Wenn Menschen in einem Chor oder Orchester, einer Band oder einer Kammermusikgruppe Musik machen, handelt es sich nicht nur um ein musikalisches Geschehen, sondern auch um ein soziales: Menschen kommen zu einer Gruppe zusammen und interagieren miteinander. Bei einer Aufführung tritt diese Gruppe zusätzlich in Interaktion mit einer anderen Gruppe, nämlich den Zuhörerinnen und Zuhörern. In jedem Fall ist das Geschehen in einen gesellschaftlichen Kontext eingebunden.

Wenn wir die aktuellen Entwicklungen in unserer Gesellschaft (und auch anderswo in der Welt) verfolgen, finden wir genügend Anlässe, danach zu fragen, ob wir die Verantwortung für diese Entwicklungen alleine der Politik, den staatlichen Institutionen oder der Wirtschaft zuschreiben können oder ob wir selbst als Musikerin oder Musikpädagoge, eben als Teil dessen, was man „Zivilgesellschaft“ nennt, Mitverantwortung übernehmen müssen. Ich möchte mich im Folgenden den sozialen und gesellschaftlichen Dimensionen des Ensemblesmusizierens zuwenden, und zwar aus einer Perspektive heraus, die man „sozialpädagogisch“ nennen kann, die aber keineswegs im Widerspruch zu künstlerischen Perspektiven steht. Im Gegenteil: Wenn ich versuche zu beschreiben und zu analysieren, was eigentlich geschieht oder geschehen kann, wenn Menschen zusammen musizieren, wird sich zeigen, wie eng künstlerische, soziale und gesellschaftliche Aspekte miteinander verbunden sind.

1. Gegenseitige musikalische Ausdrucksförderung

Musikensembles tragen dazu bei, dass sich Menschen in einer spezifischen Form „lustvoll“ zum Ausdruck bringen.¹ Für die meisten Musikerinnen und Musiker wird dies von persönlicher Bedeutsamkeit sein, sonst würden sie kaum einem Musikensemble angehören. In welcher Weise das Musizieren für die Ensemblemitglieder bedeutsam ist, kann jedoch sehr verschieden sein.

So wird Ensemblesmusizieren für einige Musikerinnen und Musiker vielleicht dazu beitragen, innerpsychische Spannungen abzubauen, die eigene Stimmung aufzuhellen oder Emotionen zu regulieren.² Für andere ist das gemeinsame Musizieren möglicherweise (bewusst oder unbewusst) wichtig, um Selbstwirksamkeit zu erfahren, ein positives Selbstkonzept zu entwickeln, die seelische Gesundheit zu fördern oder um die allgemeine psychische Widerstandskraft zu stärken, die man zur Bewältigung des Lebens benötigt. Wiederum andere Ensemblemitglieder wollen mit dem Musizieren vielleicht ihre kognitiven Fähigkeiten fördern oder erhalten (z. B. die Merkfähigkeit beim Auswendig-Singen). Dies sind nur einige Beispiele dafür, welche individuellen Bedeutungen das Musizieren im Ensemble haben kann. In jedem Fall ist es mehr als nur ein äußerliches, handwerklich-technisches Tun: Es ist „Ausdruck“ eines wie auch immer gearteten „Innenlebens“.

Selbst wenn man sich *nicht* persönlich ausdrücken und nichts von sich mitteilen will, sondern Musik nur „um ihrer selbst willen“ macht, bringt man doch seine künstlerischen Gestaltungsabsichten zum Ausdruck. Dass der Ausdruck nicht zwingend an eine primäre Mitteilungsfunktion gebunden ist, sondern auch aus einer solchen Gestaltungsabsicht heraus erfolgen kann, unterscheidet den Menschen vom Tier und macht ihn zu einem kulturellen Wesen.³ Mit welcher Absicht ein Ausdruck auch immer verbunden ist: Es ist nicht möglich, sich nicht auszudrücken, denn der Mensch steht unter einem „Zwang zum Ausdruck“.⁴

[So banal es klingt: In einer Musikgruppe begegnen sich Menschen aus Fleisch und Blut. Kein Online-Chat, keine SMS, keine Whatsapp-Nachricht, kein Skype-Gespräch – nichts von alledem kann solche leibhaftigen, realen Begegnungen ersetzen.]

Weder die Ensembleleitung noch die einzelnen Mitglieder müssen wissen, welche Bedeutung das gemeinsame Musizieren für das individuelle Ensemblemitglied hat. Das wird oft und mit guten Gründen als „privat“ betrachtet – und kein Ensemblemitglied kann genötigt werden, sich in dieser Hinsicht zu „outen“. Möglicherweise ist es aber den Beteiligten gar nicht bewusst, wozu sie eigentlich Musik machen und was sie durch das gemeinsame Musizieren zum Ausdruck bringen. Es genügt, sich bewusst zu machen, dass hinter dem hör- und sichtbaren Tun ein persönliches, seelisch-geistiges Erleben steckt, eine Biografie und eine Vielzahl von Erfahrungen, Gedanken, Hoffnungen, Fantasien, Bedürfnissen, Zielvorstellungen, kreativen Ideen, Gestaltungsabsichten usw. Die Musik ist ein Mittel, dieses nicht wahrnehmbare „Innenleben“ in eine sinnlich wahrnehmbare Form zu transferieren.

Nun stehen uns auch zahlreiche andere Mittel zur Verfügung, um uns oder etwas „zum Ausdruck“ zu bringen. Als das wichtigste Ausdrucksmittel gilt in unserer Kultur die verbale Sprache. Aber die Sprache ist nicht für jeden, nicht für alles und nicht in jeder Situation ein adäquates Ausdrucksmittel. „Da fehlen mir die Worte“ oder „Da bin ich sprachlos“, heißt es dann. Oft sind dies besondere

Momente tiefgreifender Emotionen, Momente der Begeisterung, der Erschütterung oder auch der Frustration und der Verzweiflung. Das Musizieren stellt für den Menschen eine nonverbale Möglichkeit dar, sich als kulturelles Wesen individuell zum Ausdruck zu bringen. Es trägt auf diese Weise zur „Stärkung der Autonomie“, zur „Selbstbestimmung“ und zum „Wohlergehen“ der Menschen bei.⁵

2. Leibhaftige Begegnungen

So banal es klingt: In einer Musikgruppe begegnen sich Menschen wie du und ich, Menschen aus Fleisch und Blut, Menschen mit einem je individuellen Bewusstsein, einer individuellen Biografie, einer individuellen Denk- und Erlebensweise. Es sind in diesem umfassenden Sinn „leibhaftige“ Begegnungen, reale, authentische, „analoge“ Begegnungen von Individuen. Solche Begegnungen haben ihre eigene Qualität. Kein Online-Chat, keine SMS, keine Whatsapp-Nachricht, kein Skype-Gespräch – nichts von alledem kann solche leibhaftigen, realen Begegnungen ersetzen. Auch hier haben wir es mit einer sozialen Dimension des gemeinsamen Musizierens zu tun: Ensembles schaffen nicht nur die Möglichkeit für die einzelnen Mitglieder, sich musikalisch auszudrücken, sondern sie schaffen auch die Möglichkeit zu leibhaftigen Begegnungen von individuellen Persönlichkeiten.

3. Kontakt statt Einsamkeit

Studien legen nahe, dass immer mehr Menschen sich einsam fühlen. Welche Bedeutung es hat, wenn Menschen in Kontakt miteinander sind, zeigt der Zusammenhang von sozialer Isolation und der Krankheits- und Sterberate: „When individuals make music“, so Stefan Koelsch, „they come into contact with each other. Being in contact with other individuals is a basic need of humans [...], and social isolation is a major risk factor for morbidity, as well as mortality [...]“.⁶ Die Weltgesundheitsorganisation WHO hat ebenfalls auf diesen Zusammenhang hingewiesen: „Soziale Vereinsamung und Ausgrenzung führen dazu, dass die Menschen eher sterben und z. B. nach einem Herzanfall geringere Überlebenschancen haben.“⁷

Es gibt Hinweise darauf, dass zahlreiche Menschen in Deutschland von diesem Gefühl der „Einsamkeit“ betroffen sind. Eine im Dezember 2014 bundesweit durchgeführte repräsentative Online-Befragung von 1 200 Teilnehmern zwischen 16 und 85 Jahren ergab im

Vergleich zu Ergebnissen aus dem Jahr 1993, dass Einsamkeit sogar „auf dem Vormarsch“ ist: Nur noch 30 % der Befragten gaben 2014 an, sich überhaupt nicht einsam zu fühlen. Im Jahr 1993 lag dieser Wert noch bei 50 %.⁸ Aus sozialpädagogischer Perspektive bedeutet dies: Musikgruppen können sinnstiftende Beziehungen ermöglichen und so der zunehmenden Vereinsamung von Individuen entgegenwirken und zur sozialen Gesundheit der Ensemblemitglieder beitragen.

4. Kontakt von Bevölkerungsgruppen

Soziale Kontakte sind nicht nur im privaten, sondern auch im gesellschaftlichen Leben relevant. Nicht wenige gesellschaftliche Teilgruppen sind von Ausgrenzung, Armut, Benachteiligung oder Diskriminierung bedroht. Dazu gehören z. B. Langzeitarbeitslose, ethnische Minderheiten, Menschen mit Behinderungen, Menschen mit Flucht- oder Migrationshintergrund sowie Obdachlose. Oft haben gesellschaftliche Teilgruppen kaum Kontakt miteinander. Das ist nicht per se ein Problem. Denn es gehört zur individuellen Freiheit des Einzelnen zu entscheiden, mit wem er Kontakt haben will. Auch die „räumlich ungleiche Verteilung von verschiedenen Bevölkerungsgruppen im Stadtgebiet“, in der Stadtforschung als „Segregation“ bezeichnet, muss nicht als problematisch angesehen werden und kann sogar positive Effekte haben.⁹ Ebenso wird die ethnische Segregation erst dann problematisch, wenn die sozialen Kontakte nach außen abreißen: „Gebiete mit einer hohen Konzentration von Bewohnern einer bestimmten Nationalität können [...] Übergangsorte darstellen, die nach innen sehr gut integriert sind, aber dennoch Brücken bilden, die die Integration in die Aufnahmegesellschaft ermöglichen. [...] Aber sie können auch Integrationsbremsen sein, nämlich dann, wenn die Verbindungen zwischen der ethnischen Kolonie und der Mehrheitsgesellschaft schwach oder unterbrochen sind [...]“¹⁰

Unabhängig von sozialräumlichen Verhältnissen können Vorurteile und Stereotype in Bezug auf „andere“ Bevölkerungsgruppen generell problematisch sein. Als Vorurteil gilt eine „feindselige oder negative Einstellung gegenüber Menschen einer bestimmten Gruppe, die nur auf ihrer bloßen Mitgliedschaft in dieser Gruppe basiert“.¹¹ Als „Stereotyp“ gilt eine „Generalisierung über eine Gruppe von Menschen, bei der man praktisch allen Mit-

gliedern der Gruppe identische Eigenschaften zuschreibt, ohne Beachtung gegebener Variationen unter den Mitgliedern. Einmal entstanden, sind Stereotype resistent gegen Veränderung aufgrund neuer Information.“¹² Musikensembles können einen Beitrag dazu leisten, Menschen verschiedener Bevölkerungsgruppen in Kontakt miteinander zu bringen. Dass sogar Menschen verfeindeter Volksgruppen friedlich miteinander Musik machen können, zeigt z. B. das von Daniel Barenboim 1999 gegründete West-Eastern Divan Orchestra, das sich unter anderem aus jungen Musikerinnen und Musikern aus Israel und den palästinensischen Autonomiegebieten zusammensetzt.

Theoretisches Fundament erhalten solche Bemühungen durch die Kontakthypothese, die der amerikanische Sozialpsychologe Gordon Allport 1954 in seinem Buch *The Nature of Prejudice* vorgelegt und die in der sozialpsychologischen Forschung breiten Anklang gefunden hat.¹³ Demzufolge können negative Einstellungen gegenüber Mitgliedern verschiedener Bevölkerungsgruppen durch intergruppalen Kontakte vermindert werden, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind: „Prejudice (unless deeply rooted in the character structure of the individual) may be reduced by equal status contact between majority and minority groups in the pursuit of

common goals.“¹⁴ Der Kontakt von verschiedenen Gruppen kann nach dieser These zum Abbau von Vorurteilen beitragen, wenn die verschiedenen Gruppen den gleichen sozialen Status haben und gemeinsame Ziele verfolgen. Außerdem hält Allport es für förderlich, wenn der Kontakt zwischen den beiden fremden Gruppen institutionell unterstützt wird.¹⁵

Diese förderlichen Bedingungen können beim gemeinsamen Musikmachen erfüllt werden. Im Idealfall haben beispielsweise alle Chorsängerinnen und -sänger einer Chorgemeinschaft den gleichen Status. Und wenn jemand als Solist hervorgehoben wird, hat dies sachliche, das heißt musikalische Gründe. Niemand wird beispielsweise wegen einer Behinderung benachteiligt und von einer solistischen Partie ausgeschlossen, es wird aber auch niemand ohne sachlichen Grund bevorzugt oder in den Vordergrund gerückt. Letzteres ist wichtig, um die Entstehung von Deprivationsempfindungen zu vermeiden, das heißt die Wahrnehmung von (musikalisch nicht gerechtfertigten) Benachteiligungen.¹⁶ ...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 1/2019.

Soziale Aspekte des Musiklernens

Die Untersuchung und Beschreibung musikbezogener Lehr- und Lernprozesse zählt zu den Kernthemen musikpädagogischer Forschung. Fragen danach, wie und was gelernt wird bzw. welche Aspekte in diesem Zusammenhang Bedeutung erlangen, spielen in der musikpädagogischen Kompetenzforschung ebenso eine Rolle wie in bildungsphilosophischen Überlegungen, in komparativen Zugängen oder in historisch orientierten Untersuchungen. Entsprechend vielfältig fallen die Antworten aus. Der 39. Tagungsband des Arbeitskreises musikpädagogische Forschung (AMPF) leuchtet zum einen konkrete fachspezifische Fragestellungen nach dem Sozialen in musikalischen Lernprozessen aus. Zum anderen gehen die Beiträge auch gesellschaftlichen sowie (bildungs-)politischen Überlegungen nach. In der Gesamtschau wird erkennbar, welche Aufgaben sich aus der Fokussierung sozialer Aspekte des Musiklernens für die Musikpädagogik in Forschung und Praxis ergeben.



Bernd Clausen / Susanne Dreßler (Hg.)
Soziale Aspekte des Musiklernens
Musikpädagogische Forschung, Band 39
Waxmann, Münster 2018, 324 Seiten,
39,90 Euro, ISBN 978-3-8309-3872-9